

Emily Henry

**GREAT
BIG
BEAUTIFUL
LIFE**

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Katharina Naumann

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel »Great Big Beautiful Life« bei Berkley, an imprint of Penguin Random House, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de**



Deutsche Erstausgabe Mai 2025

Copyright © 2025 by Emily Henry Books, LLC

Published in agreement with the author,

c/o BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, U.S.A.

© 2025 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG

Maria-Luiko-Straße 54, 80636 München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Redaktion: Silvana Schmidt

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH, München,

Coverübernahme von Penguin Random House LLC,

Covergestaltung und Illustrationen von Sandra Chiu

Coverabbildung: ZERO Werbeagentur, Übernahme eines Entwurfs und Illustrationen von Sandra Chiu

Satz und Layout: Daniela Schulz, Gilching

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-28435-3

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@droemer-knaur.de

2 4 5 3 1

*Für meine Mom und meine drei Großmütter.
Das Leben ist kompliziert. Eure Liebe war es nie.*

Eine alte Redensart besagt, dass es immer drei Versionen einer Geschichte gibt: *deine, meine und die Wahrheit*. Derjenige, der diese Redensart geprägt hat, hat im Filmbusiness gearbeitet. Aber sie trifft auch auf den Journalismus zu.

Wir sollen uns nicht auf eine Seite schlagen. Wir sollen uns nur an Fakten halten. Gesammelte Fakten ergeben die Wahrheit.

Fakt: Robert Evans – Produzent, Studio-Vizepräsident und Schauspieler, »Erfinder« dieser Redensart – war sieben Mal verheiratet.

Fakt: Ich, Alice Scott – angestellte Redakteurin bei *The Scratch*, angehende Biografin, aber sonst nicht viel mehr –, bin nicht einmal die offizielle Freundin des Mannes, den ich seit sieben Monaten date.

Fakt: Mit 1,75 Meter war Robert Evans exakt so groß, wie ich es bin.

Fakt: Mein ganzes Leben wird sich vermutlich bald von Grund auf ändern, und statt den Weg hinauf zu dem hübschen Zaun zu rennen, der mich vom Traum meines Lebens trennt, sitze ich in meinem Mietauto, lasse die Klimaanlage volle Pulle laufen und lese die IMDb-Seite eines Mannes, von dem ich vor drei Minuten noch nie etwas gehört hatte, weil mir dieses Zitat über Geschichten eingefallen ist, und auch, weil ich Zeit zu schinden versuche.

Ich bin eher vorfreudig als nervös, aber trotzdem innerlich *wirklich sehr* zittrig. Ich atme ein letztes Mal tief durch, schalte den Motor aus und öffne die Fahrertür.

Sofort umhüllt mich die schwüle Mittagshitze des Georgia-Sommers, ein vertrautes, von mir sehr geliebtes Gefühl, das die salzige

Meeresbrise nur noch besser macht, die vom Wasser heraufweht, das Little Crescent Island umgibt.

Ich kontrolliere noch einmal, dass ich alles habe: Notizbuch, Aufnahmegerät, Stifte, knalle dann die Tür zu und bücke mich, um meine bereits feuchten Ponysträhnen im Seitenspiegel zu ordnen.

Ich versuche, mein Grinsen zu einem neutralen Gesichtsausdruck herunterzudimmen. Es ist wichtig, dass ich cool rüberkomme.

Fakt: Ich bin in meinem ganzen Leben noch nie cool rübergekommen.

Ich öffne das Tor. Meine Sandalen klatschen über den Steinweg, der sich an einer Wand aus Grün entlangwindet: Salzbinse und Palmettopalmen, Kaktusfeigen und Queller und Virginia-Eichen – meine Lieblingsbäume.

Nach elf Jahren in Los Angeles denke ich immer noch jedes Mal, wenn ich eine Virginia-Eiche sehe, *Zuhause*.

Ein charmantes, türkisfarbenes Haus auf Holzstelzen taucht jetzt vor mir auf, und ich erklimme die wenigen Holzstufen, bis ich vor der knallpinkfarbenen Haustür stehe, auf die jemand mit der Hand weiße Kringel gemalt hat.

Dazu passt die exzentrische Türklingel, die jetzt ertönt. Ich meine, sie sieht zwar wie eine ganz normale Klingel aus, aber als ich ihren Knopf drücke, klingt es wie klimpernde Windspiele.

Ich bin noch dabei, einmal tief durchzuatmen, als die Tür schon aufgerissen wird und eine kleine, grauhaarige Frau in einem verwaschenen Flanellhemd und Jeans vor mir steht, die mich finster anblickt.

»Hallo«, sage ich und strecke ihr die Hand hin. »Ich heiße Alice. Scott.«

Ihre Augen sind blassblau, ihr Haar ist kurz geschnitten.

»Von *The Scratch*?«, füge ich hinzu, in der Hoffnung, dass das ihrer Erinnerung auf die Sprünge hilft.

Sie blinzelt nicht einmal.

»Ich meine, nicht *von The Scratch*. Dort bin ich zwar angestellt, aber ich bin wegen des Buches hier?«

Sie verzieht immer noch keine Miene. Eine Sekunde lang überlege ich, ob das hier vielleicht nur ein ziemlich ausgefuchster Trick ist, den sich der Sohn dieser Frau womöglich in ihrem Keller am Computer ausgedacht hat, wo er die Tage damit verbringt, leichtgläubigen Autorinnen wie mir Mails zu schicken und sie mit verstellter Stimme anzurufen, der er eine leichte Brüchigkeit verleiht, um als achtzigjährige Frau durchzugehen.

Es wäre nicht das erste Mal.

Ich räuspere mich und lächle erneut. »Tut mir leid. Sind Sie Margaret?«

Sie sieht nicht wirklich so aus, aber andererseits sind die Bilder, die ich von der Frau gesehen habe, die ich treffen soll, mindestens drei Jahrzehnte alt. Daher könnte dies *durchaus* die einst glamouröse, fast legendäre (zumindest für einen bestimmten Kreis Menschen, zu dem ich auch gehöre) Margaret Grace Ives sein.

Die Prinzessin der Boulevardpresse. Als solche war sie bekannt, weil sie die Erbin des Ives-Medienimperiums war *und* wegen ihres eigenen Promistatus, der ihr die ständige Aufmerksamkeit der Klatschpresse einbrachte.

Die Frau stößt jetzt ein bellend lautes, ehrliches Lachen aus und öffnet die Tür ein Stück weiter. »Ich heiße Jodi«, sagt sie mit einem leichten Akzent, den ich nicht eindeutig zuordnen kann – möglicherweise Deutsch. »Kommen Sie doch rein.«

Ich trete in die kühle Eingangshalle. Es duftet nach Minze und Zitrone. Jodi wartet nicht auf mich, wird auch nicht langsamer, sondern marschiert direkt ins Innere des Hauses, sodass ich die Eingangstür hinter mir zuziehen und ihr nachlaufen muss.

»Das ist aber schön hier«, zwitschere ich.

»Es ist höllisch heiß, und gegen die Mücken ist Dracula nichts«, bemerkt sie.

Ich widme Robert Evans einen stillen Gedanken: *deine, meine und die Wahrheit*.

Am Ende des engen Flurs biegt sie in einen weiteren ab. Dieses Haus ist ein luftiges, helles Gewirr aus weißen Holzvertäfelungen und seeglasfarbenen Akzenten, das in einem geräumigen Wohnzimmer mündet, dessen Wände zu siebzig Prozent aus Fenstern bestehen.

»Sie warten hier, ich hole *Madame* für Sie«, sagt Jodi, und ihr Tonfall klingt eindeutig ironisch. Sie öffnet eine der gläsernen Türen und tritt hinaus in den Garten, der hier hinten größer und wilder ist als vorn. An einer Seite befindet sich ein kleiner Swimmingpool.

Ich nutze die Gelegenheit, um mich kurz im Raum umzuschauen. Ich bin immer noch ganz kribbelig und lächle gleichzeitig so breit, dass meine Wangen schon schmerzen. Ich lege meine Sachen auf den niedrigen Rattan-Couchtisch und verschränke die Arme vor der Brust, damit ich auf meiner Tour durchs Zimmer nichts anfasse. Überall an den Wänden hängt Kunst, üppig wuchernde Pflanzentöpfe sind vor den Fenstern angebracht, noch mehr stehen in Tontöpfen auf dem Fußboden. Ein Ventilator aus Stroh dreht sich träge über mir, und Bücher – die meisten befassen sich mit Gärtnern – liegen in unordentlichen Stapeln, aufgeschlagen und mit gebrochenen Rücken auf allen antikhölzernen Oberflächen im Zimmer.

Es ist wunderschön hier. In Gedanken skizziere ich schon, wie ich das alles beschreibe. Das Problem ist nur, dass ich noch nicht recht weiß, ob ich überhaupt einen *Grund* habe, das zu tun.

Denn bisher weist noch nichts darauf hin, dass dies hier Margaret Ives' Haus ist. Keine Fotos von ihrer illustren Familie. Keine Exemplare, weder alte noch neue, ihrer vielen Zeitschriften oder

Zeitungen. Keine gerahmten Illustrationen des opulenten »House of Ives« an der kalifornischen Küste, wo sie aufgewachsen ist, und kein einziger Grammy ihres verstorbenen Ehemannes steht auf dem Kaminsims. Hier gibt es nichts Hieb- und Stichfestes, das eine Verbindung zu dem inzwischen zusammengebrochenen Medienkonzern herstellt, auch nicht zu den Freuden und Tragödien, über die in miteinander in Wettstreit stehenden Publikationen der Familie Ives so gern geschrieben wurde, als Margaret noch ganz oben war.

Die Tür öffnet sich erneut, und ich drehe mich um, um Jodi zu fragen, wer genau mich eigentlich dazu eingeladen hat, elf Stunden zu fliegen und danach noch eine Dreiviertelstunde in einem gemieteten Kia Rio zu fahren, um hier aufzutauchen.

Aber dann sehe ich die Frau, die in der Tür steht.

Sie ist ein paar Zentimeter geschrumpft und hat ein wenig Gewicht zugelegt – das meiste Muskeln, nehme ich an –, und ihr einst tintenschwarzes Haar ist jetzt mausbraun und mit silbernen Strähnen durchzogen.

Sie hat jeglichen Glamour von sich abgewaschen, auch den Geruch nach Geld und Macht, aber das listige Glitzern in ihren blauen Augen ist ganz genau dasselbe, das ich auf jedem Foto von ihr gesehen habe, dieses schwer definierbare, nicht benennbare *Etwas*, das sie von einer *Zeitungserbin* zur *Prinzessin der Titelblätter* gemacht hat.

»Na, hallo.« Die Wärme in Margarets Stimme trifft mich gänzlich unvorbereitet, genau wie bei den wenigen, sehr knappen Anrufen in den Wochen vor meiner Reise hierher. »Sie müssen Alice sein.«

Sie zieht ihre Gartenhandschuhe aus und wirft sie über die Armlehne des nächststehenden weißen Rattansessels, um barfuß auf mich zuzugehen, wobei sie sich die Hände an ihrem Kaftan abwischt. Dann streckt sie eine davon aus, um meine zu schütteln.

»Sie sind es«, sage ich. Jeder eloquente oder sogar brauchbare Satz, den ich je gebildet habe, wurde sorgsam und langsam von mir aufgeschrieben. Die Sätze, die direkt aus meinem Mund kommen, klingen hingegen eher so wie dieser.

Sie lacht. »Ich war der Meinung, dass es genau darum auch geht.«

Sie drückt meine Hand etwas und bedeutet mir dann mit einer Geste, mich zu setzen.

»Ja, das stimmt.« Ich lasse mich auf einen Sessel sinken. Sie nimmt den mir gegenüber. »Ich hatte nur versucht, nicht zu sehr zu hoffen! Hat aber nicht geklappt. Tut es nie. Aber ich versuche es trotzdem immer.«

»Wirklich?« Es klingt amüsiert. »Ich habe eher das gegenteilige Problem. Ich erwarte immer das Schlimmste von den Menschen. Kann nichts dagegen tun.« Sie lächelt mir zu. Es ist ein strahlendes und gleichzeitig trauriges Lächeln. Straurig.

Das zum Beispiel würde *niemals* einer meiner getippten und redigierten Sätze werden. Aber die Sache ist die, ich kann sie irgendwo hinter diesen glitzernden Augen sehen: die Wahrheit. Eine Wahrheit, die wir noch nie gehört haben.

Wie es war, in eine Welt der silbernen Löffel und goldenen Teller geboren zu werden, in der Schauspieler betrunken und voll angezogen im Pool schwammen und Politiker mit einem Handschlag über den antiken Esstisch hinweg Deals besiegelten.

Wie es sich anfühlte, sich heftig in einen Rock-'n'-Roll-Star zu verlieben, der einen wild zurückliebte.

Und natürlich all die *anderen* Dinge. Die Skandale, die Sekte, der Prozess, der Unfall.

Und dann, vor zwanzig Jahren, Margarets Verschwinden.

Was geschehen ist, aber auch, *warum* es geschehen ist.

Und warum sie jetzt, nach all der Zeit, endlich bereit ist, ihre Geschichte zu erzählen.

Mit einem Quietschen öffnet sich die Tür hinter Margaret, und Jodi betritt das Haus, einen Eimer Zitronen in der Hand. »Danke, Jodi«, ruft Margaret, ohne sich umzudrehen.

Jodi knurrt. Ich habe absolut keine Ahnung, ob diese Frauen Freundinnen, romantische Partnerinnen, Arbeitgeberin und Arbeitnehmerin oder Erzfeindinnen sind, die zufällig zusammenwohnen.

Margaret schlägt ein Bein über das andere. »Hübsche Fingernägel«, sagt sie und macht eine kleine Bewegung mit dem Kinn in Richtung meines Schoßes.

Dieser Moment der Verbindung lässt in mir ein ganz blubberndes, freudiges Gefühl aufsteigen. »Die sind aufgeklebt.« Ich beuge mich vor, damit sie die winzigen aufgedruckten Erdbeeren besser sehen kann.

»Ich wette, Sie sind so ein Mensch, der in allem die Schönheit sieht«, sagt sie.

»Sie nicht?«, frage ich, fasziniert von dem weichen, traurigen Lächeln, das über ihre Lippen gleitet.

Ein leichtes Achselzucken, das weniger *Ich weiß nicht* als vielmehr *Diese Frage gefällt mir nicht* sagt.

Dann, sie ist eben eine Ives, wechselt sie elegant das Thema: »Also, wie genau soll das ablaufen? *Wenn* ich mich darauf einlasse?«

Ich werde mich nicht von diesem *wenn* entmutigen lassen. Ich weiß ja, dass sie noch nicht einhundertprozentig entschlossen ist, und ich kann es ihr nicht verübeln. »Wie Sie wollen«, verspreche ich.

Sie zieht eine Braue hoch. »Und wenn ich es so will, wie es normalerweise läuft?«

»Na ja«, sage ich. »*Genau* so etwas habe ich bisher noch nicht gemacht. Normalerweise mache ich Features und schreibe Profile. Ich verbringe dann ein paar Tage oder Wochen mit der Person.

Und ich schreibe über meine Beobachtungen, mache ein paar Scherze, aus der Perspektive einer Betrachterin. Das hier wäre allerdings anders.

Es ginge dann darum, *Ihre* Erfahrungen zu Papier zu bringen, also praktisch die umgekehrte Perspektive einzunehmen. Das würde viel länger dauern, vermutlich Monate, um überhaupt genügend Recherchematerial zu sammeln, damit ich eine erste Version schreiben und die Lücken aufspüren kann. Ich würde mir eine Unterkunft in der Nähe suchen, und wir hätten einen Zeitplan, Termine für Interviews, aber auch Zeiten, in denen ich nur mit Ihnen mitlaufe.«

»Mitlaufe«, wiederholt sie nachdenklich.

»Ich würde Ihnen in Ihrem normalen Leben folgen«, erkläre ich. »Herausfinden, was Sie in Ihrem Garten anbauen, mit wem Sie Ihre Zeit verbringen. Mit Ihnen und Jodi und anderen Ihnen nahestehenden Personen aus der Stadt Zeit verbringen.«

Margarets Kinn schiebt sich nach vorn, ihre Augen schließen sich, und sie lacht kurz und offen. »Tun Sie mir einen Gefallen und wiederholen das, wenn sie wieder hier ist.«

Nur Sekunden später flattert Jodi mit zwei Gläsern Limonade ins Wohnzimmer. Sie stellt sie beide auf den Couchtisch.

»Danke, Jodi«, sage ich, wild entschlossen, sie für mich einzunehmen.

Sie marschiert wieder aus der Tür hinaus, durch die sie gekommen ist.

»Ohne dich würde ich gar nicht überleben«, ruft Margaret ihr scherzhaft hinterher.

»Erzähl mir was Neues«, ruft Jodi zurück und verschwindet im Flur.

Ich nippe an der Limonade, dann wird daraus ein tiefer Schluck, denn dieses Getränk ist wunderbar, frisch und säuerlich mit ein paar Minzblättchen darin, die zwischen den Eiswürfeln schwimmen.

Ich stelle das Glas zurück und zwingen mich, zurück zum Thema zu kommen. »Hören Sie, es gibt noch viel erfahrenere Autorinnen und Autoren, mit denen Sie sich zusammensetzen könnten. Da wären sicher Hunderte Menschen, die mich vor den Bus stoßen würden, um diesen Job zu bekommen, und ganz ehrlich, ich würde es verstehen, wenn Sie sie mir vorziehen würden.«

»Beunruhigend«, bemerkt Margaret.

»Ich will nur sagen, wenn Sie bereit sind, Ihre Geschichte zu erzählen, verdienen Sie es, dass sie genauso wird, wie Sie es wollen. Es muss Ihre Geschichte bleiben, niemandes sonst. Und das funktioniert nur, wenn Sie das Ganze mit jemandem angehen, dem Sie vollkommen vertrauen. Aber ich kann Ihnen versprechen, wenn Sie sich entscheiden, dieses Buch gemeinsam mit mir zu schreiben, dann wird *Ihre Stimme* im Mittelpunkt stehen. Das ist meine oberste Priorität. Sicherzustellen, dass es Ihre Geschichte bleibt.«

Ihr Lächeln verblasst, jetzt blickt sie wieder ganz nüchtern drein. Die Fältchen in ihren Augenwinkeln und die Furchen neben ihrem Mund vertiefen sich. Sie sind der Beweis eines ganzen gelebten Lebens, nicht nur der ersten dreiunddreißig Jahre, die sie unter den Augen der Öffentlichkeit verbracht hat, sondern auch der dreißig, die sie als Einsiedlerin gelebt hat, und der zwanzig Jahre, die sie verschwunden war.

»Was, wenn das gar nicht das ist, was ich will?«, sagt sie langsam.

Ich schüttele den Kopf. »Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich Ihnen folgen kann.«

»Was, wenn ich gar nicht meine Version der Geschichte will?«, fragt sie. »Was, wenn ich die ganze, scheußliche Wahrheit will? Wenn ich es stattdessen, mit meiner Version der Ereignisse zu leben, in der ich immer die Heldin bin? Wenn ich mich hinsetzen und endlich die Dinge in Schwarz und Weiß sehen will?«

Ihre Frage überrumpelt mich geradezu. Ich bin so daran gewöhnt, meinem jeweiligen Gegenüber zu vergewissern, dass ich

nicht da bin, um irgendetwas an ihren Aussagen so zu verdrehen, dass es sie brutal vernichtet. Dass ich *wirklich* das ganze Bild sehen will, auch ihre menschlichen Makel.

Als ich zögere, zieht Margaret die Braue hoch. »Ist das ein Problem?«

Ich rutsche auf die Kante meines Sessels. »Ich mache es, wie *Sie* es haben wollen«, wiederhole ich. »Wenn Sie das so wollen, machen wir es so.«

Sie überlegt. Dann sagt sie: »Noch eine Frage.«

»Jederzeit.« Sie könnte nach meiner peinlichsten Sex-Anekdote fragen, ich würde sie ihr erzählen. Sie muss verstehen, dass sie bei mir in sicheren Händen ist.

Wieder zieht sie die grauen Brauen hoch, diesmal wirkt es ein wenig boshaft. »Sind Sie immer so munter?«

Ich atme aus. Dieser Job ist zu groß und wichtig, als dass ich ihn mit einer Lüge beginnen könnte.

»Ja«, sage ich. »Ja, das bin ich.«

Ihr Lachen wird von einem Geräusch unterbrochen, das wie das Klimpern eines Windspiels klingt. Margaret wirft einen Blick auf die aus Treibholz zusammengebaute Uhr auf dem Teil des Kaminsimses, auf dem der Grammy nicht steht.

»Das wird wohl mein Zwei-Uhr-Termin sein.« Sie steht auf. »Jetzt habe ich ja viel, worüber ich nachdenken kann, Alice Scott.«

Ich springe ebenfalls auf und nehme mein unbenutztes Notizbuch und das Aufnahmegerät an mich. »So oder so«, sage ich, »danke. Ernsthaft.«

»*Wofür?*«, fragt sie verblüfft und führt mich zurück durch das Gewirr der Flure.

»Für heute«, sage ich. »Dass Sie mir eine Chance gegeben haben.« Für die Tatsache, dass ich meiner Mom endlich etwas von meiner Arbeit erzählen kann, das sie nicht zum Gähnen bringt.

»Es ist nur eine Chance«, erinnert mich Margaret. Wir sind an

der Eingangstür angelangt. »Danken Sie mir nicht dafür. Jeder verdient eine. Und ich habe noch ein anderes Eisen im Feuer, mal sehen, was dabei herauskommt.«

»Das verstehe ich vollkommen, aber ...« Ich verstumme, als sie die knallpinke Tür öffnet, denn in diesem Moment begreife ich, wie falsch ich gelegen habe.

Ich habe eben *nicht* vollkommen verstanden.

Margarets Zweihurtertermin steht auf der obersten Stufe in schieferfarbener Chinohose und einem weißen T-Shirt.

Es ist nicht das Outfit, das mir das Herz in die Hose rutschen und das Blut aus dem Gesicht weichen lässt – wobei mir die Vorstellung, bei diesem Wetter lange Hosen zu tragen, wirklich zu denken gibt.

Sondern es ist der riesige, dunkeläugige Mann mit der Haken-nase, der es trägt.

Hayden Anderson.

Vor vier Jahren hätte man sagen können: *Hayden Anderson, Musikjournalist*, und das hätte als Beschreibung ausgereicht. Aber wenn er *nach wie vor* nur Musikjournalist wäre, würde ich seinen Namen nicht kennen, und schon gar nicht wissen, wie er aussieht. Ich habe ein ganz ordentliches Gedächtnis, aber die Autorennamen des *Rolling Stone* kenne ich nicht auswendig.

Allerdings.

Allerdings ist er nicht mehr nur *Hayden Anderson, Musikjournalist*.

Jetzt ist er *Hayden Anderson, Biograf und Pulitzer-Preis-Gewinner*. Der, der den beeindruckenden Riesenschinken über den Americana-Sänger mit Demenz geschrieben hat.

Jetzt ist er der Hayden Anderson, den Margaret gerade als *anderes Eisen im Feuer* bezeichnet hat.

Ein viel erfolgreicherer, viel bekannterer, in jeder Hinsicht beeindruckenderer Eisen.

Seine dunklen Augen blicken von mir (leerer Gesichtsausdruck, er erkennt mich nicht; warum sollte er auch? Ich bin ja nur ein unwichtiges Eisen im Feuer) zu Margaret (an der er nur unwesentlich weniger desinteressiert zu sein scheint), und dann erklingt seine Stimme, dunkel wie Donnerrollen: »Komme ich zu früh?«

»Sie sind auf die Minute genau pünktlich«, erwidert Margaret freundlich. »Alice wollte gerade gehen.«

Ich würde Haydens Gesichtsausdruck an dieser Stelle als *Wer zum Teufel ist Alice* bezeichnen, als hätte er gerade vergessen, dass ich direkt vor ihm stehe. Vermutlich hat er mich gar nicht wahrgenommen, als sich unsere Blicke getroffen haben.

»Hallo!« Ich fasse mich genug, um meinem Herz zu befehlen, wieder Blut durch meine Organe zu pumpen, meiner Lunge, Luft einzusaugen, und meiner Hand, sich auszustrecken, um seine zu schütteln.

Er hebt seine Hand ganz langsam, als benötigte er noch einige Informationen, bevor er sich auf physischen Kontakt einlassen kann.

»Ich wollte gerade gehen«, beteuere ich, und das scheint den Ausschlag zu geben. Endlich ergreift seine sehr große, sehr warme, sehr trockene Hand meine, schüttelt sie genau ein Mal und sinkt wieder an seine Seite.

»Danke noch mal«, sage ich zu Margaret über die Schulter hinweg und eile zum Bürgersteig.

»Ich melde mich«, ruft sie, und ich zwingt mich zu einem Lächeln, als würde mein Herz nicht gerade brechen, als wäre ich nicht kurz davor, loszuheulen, weil ich zu neunundneunzig Prozent sicher bin, dass mir hier gerade mein Traumjob entgangen ist.

2

Den ersten Abend im Grande Lucia Resort verbringe ich damit, Lakritz zu essen, Hayden Anderson zu googeln und mir gleichzeitig einzureden, dass die Welt nicht untergeht.

Zuerst lese ich ungefähr ein Dutzend begeisterte Rezensionen seines Buches. Dann stolpere ich über einen Artikel in der *Publishers Weekly*, in dem die Verkaufszahlen seines Buches in den USA im ersten Jahr auf über zwei Millionen geschätzt werden. Um mich noch ein wenig selbst zu quälen, schaue ich im Anschluss ein Interview mit Hayden und demjenigen, dessen Biografie er geschrieben hat. Len Stirling informiert die interviewende Person, dass er schon neun Autorinnen und Autoren in Betracht gezogen habe, bevor sich Hayden überhaupt gemeldet hatte. Hayden beugt sich vor und sagt ohne jede Spur von Humor oder Ironie: »Ich bin ziemlich ehrgeizig.«

Ich schlucke mein Stöhnen herunter.

Es besteht immerhin noch die *Möglichkeit*, dass Margaret doch lieber mit mir arbeiten möchte.

Vielleicht arbeitet sie lieber mit einer Frau. Vielleicht hat sie ein Herz für Außenseiterinnen. Vielleicht mag sie einfach keine hochgewachsenen, muskulösen, talentierten Männer, die Biografien schreiben können, die eine Leserin nicht nur *nicht* zu Tode langweilen, sondern sie darüber hinaus sogar mehrfach zum Weinen bringen, während sie das Buch allein an der Bar des Taco-Ladens in ihrer Nachbarschaft in Highland Park liest.

Es kann eine Menge Gründe geben, aus denen sie vielleicht nicht mit Hayden arbeiten will, und zumindest ein *paar*, aus denen sie sich für eine Zusammenarbeit mit mir entscheiden könnte.

Ich nicke begeisterter, als ich mich fühle, und lasse mich wieder auf die heiter karierte Tagesdecke fallen. Ich schaue aus dem Fenster zum Strand, der sich hinter dem Hof des Hotels erstreckt.

Ich hätte wissen müssen, dass ein Geheimnis wie Margarets Aufenthaltsort nicht für immer eins bleiben würde.

Es hatte alles vor vier Monaten begonnen, als mein Porträt über den ehemaligen Kinderstar Bella Girardi erschien. Auf diesen Artikel bin ich bis jetzt am allerstolzesten in meiner ganzen Karriere. Ich bekam einen ganzen Aktenordner voller netter E-Mails von ehemaligen Kolleginnen und Kollegen und begeisterte Screenshots und Reels online dazu.

Und das allein hätte *mehr* als ausgereicht, um das wochenlange Schreiben und Umschreiben und das Hin und Her mit meinen Rechercheuren und der Redakteurin aufzuwiegen.

Aber ganz unten in einer sehr kurzen Mail stand noch etwas anderes.

Finde den Artikel toll, schrieb LindaNimmtIhrLebenIndieHandmit53. PS: Dieser Cosmo-Sinclair-Song über Margaret Ives, über den Bella und Sie geschrieben haben, ist mein absoluter Lieblingssong. Wussten Sie, dass Margaret jetzt auf einer Insel in Georgia lebt und unter falschem Namen Kunst verkauft?

Und das war's. Sonst keine weiteren Informationen. Und als ich Linda zurückschrieb, bekam ich keine Antwort.

Ich verbrachte zwei Wochen damit, alle Verbindungen zu überprüfen, die Margaret womöglich nach Georgia haben könnte (keine, die ich hätte aufspüren können), und alle möglichen Kombinationen ihres Namens mit »Kunst« und »Insel« zu googeln, aber alles ohne Erfolg. Margaret Ives war schon seit Anfang des Jahrtausends vollkommen aus dem Licht der Öffentlichkeit verschwunden, und es ging das Gerücht um, dass sie einen italienischen Olivenbauern geheiratet und sich auf der anderen Seite des Atlantiks niedergelassen habe.